

Dr. „Volkswacht“  
erschien täglich abends  
Sonntag und ist durch die  
Spezialisten, Frau Grunwaldt, 57,  
durch die Post und  
auch durch andere zu beziehen.  
Preis monatlich 2.50,  
pro Woche 20 Pf.  
Verlagsanstalt Nr. 2170.

# Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Subscriptionen  
bestehen für die Monats-  
Beiträge über den Namen  
20 Pfennige, für Quartale und  
Halbjahre 40 Pfennige,  
10 Pfennige.  
Anträge für die nächste Nummer  
müssen bis Donnerstag 10 Uhr für den  
Erscheinungstag abgegeben werden.

Telephon  
Nr. 451.

## Organ für die werkhätige Bevölkerung.

Telephon  
Nr. 451.

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Nr. 4.

Dienstag, den 6. Januar 1902

14. Jahrgang.

### Dur Frage der polnischen Einigung.

Man schreibt uns von parteigegensätzlicher Seite:  
Mit dem größten Bedauern müßte Jedermann, der das  
Zustandekommen der Einigung mit der polnischen Sonder-  
gruppe der Genossen aufrichtig herbeiwünscht, den Bericht  
vom Parteitag der genannten Gruppe lesen. Wir haben  
absichtlich abgewartet, ob nicht eine Dementierung dieses  
Berichts von interessierter Seite erscheint, dies ist aber nicht  
der Fall. Wir müssen also mit den Beschlüssen und Ver-  
handlungen des polnischen Parteitags rechnen. Für jeden  
mit der Sache Vertrauten aber ist es klar, daß dieser Partei-  
tag das mit solcher Mühe beinahe zu Stande gebrachte  
Werk der Einigung schwer gefährdet und eine ganz neue  
Sache dieser Sache schafft.  
Wir wollen hier zur Orientierung der Parteipresse  
wenigstens die Hauptpunkte hervorheben. Auf dem Partei-  
tage ist über die „Wissensigkeiten zwischen den polnischen  
und deutschen Genossen“, laut dem Bericht des „Vorwärts“,  
die folgende Darstellung vom polnischen Vorstand gegeben  
worden:

mehr, da sich doch jene Gruppe gerade verpflichtet sollte, die  
Reichstagskandidatur des Genossen Winter nach Kräften zu  
unterstützen.  
Ferner wurde auf dem Parteitag ein schiefes Bild der  
Tatsachen gegeben, indem, laut dem Bericht, gesagt wurde:  
„In dem Parteitage wollte auch die Gruppe Luxemburg Ver-  
treter entsenden, auf Betreiben des polnisch-sozialistischen Partei-  
vorstandes, dessen Beweggründe auch der deutsche Parteivorstand an-  
erkannt hat, ist in letzter Stunde davon Abstand genommen.“  
Die Sache verhält sich einfach so, daß die zur Ge-  
samtpartei gehörigen polnischen Genossen von Posen  
und Oberschlesien erklärten, sie würden die Beschlüsse des  
polnischen Parteitags, den dort gewählten polnischen Vorstand  
u. s. w. nicht anerkennen, falls sie an den Beratungen und  
Beschlüssen nicht teilnehmen.  
Da jedoch die Sonderorganisation erst als solche zu der  
Einigungsfrage Stellung nehmen wollte, so ist man dahin  
übereingekommen, daß ihre Beschlüsse auch nur auf diese  
Frage sich beschränken und rein provisorischen Charakter  
tragen sollten. Indem der Parteitag verschiedene Beschlüsse  
organisatorischer und grundsätzlicher Natur gefaßt hat und  
dabei nicht einmal ihr provisorischer Charakter hervorgehoben  
wurde, hat der Parteitag einfach gegen die Vereinbarung ge-  
handelt. Die Sache wird gewiß dadurch nicht besser, daß sie  
auch noch mit spitzen und beleidigenden Bemerkungen gegen-  
über den in Treu und Glauben handelnden Genossen in  
Posen und Oberschlesien verbrämt wurde. Eine „Gruppe  
Luxemburg“ giebt es nicht, es giebt nur Genossen polnischer  
Zunge, die auf dem Boden der Sozialdemokratie  
Deutschlands stehen, es kann also höchstens von einer  
„Gruppe“ der deutschen Sozialdemokratie geredet werden.

Und weiter:  
„Die dem deutschen Parteivorstand aus § 15 des deutschen  
Organisationsstatuts zustehenden Rechte (die prinzipielle Haltung der  
Parteiorgane zu kontrollieren) bleiben unberührt.“  
Die Bedeutung der alleseitigen Annahme dieser Punkte  
auf der Konferenz liegt auf der Hand. Durch die Kontrolle  
des Vorstandes sollte gerade vorgebeugt werden, daß die  
„Gazeta Robotnicza“ etwa in der nationalistischen  
Richtung fortfährt, die zu den bedauerlichen Mißhelligkeiten  
geführt hat. Diese beiden Bestimmungen sind nun aus den  
Leitsätzen einfach fortgelassen. Zwar hat der  
polnische Parteitag später in eigenmächtiger Veränderung des  
polnischen Organisationsstatuts eine Preßkommission gewählt,  
„der — wie der Bericht im „Vorwärts“ sagt — ein Ver-  
trauensmann der deutschen Parteileitung beitrifft.“ Da aber  
dies nicht, wie vereinbart war, als alleseitig anerkannte  
Grundlage der Einigung, sondern als alleseitiger Beschluß  
des polnischen Parteitags figurirt, da die vorbehaltene oberste  
Kontrolle des Parteivorstandes auf Grund des § 15 des  
deutschen Parteistatuts verschwiegen worden ist, so verliert  
auch diese Bestimmung ihre eigentliche Bedeutung.

Die zweite Fortlassung bezieht sich auf den Punkt  
Reichstagskandidaturen. Die auf dem polnischen  
Parteitage verlesenen Leitsätze erwähnen bloß die Bestimmung,  
wonach in Kreisen mit überwiegend polnischer Bevölkerung  
in der Regel nur Kandidaten aufgestellt werden, die deutsch  
und polnisch sprechen, „wenn solche Genossen vorhanden sind.“  
Daraus könnte gefolgert werden, daß nur das physische Vor-  
handensein eines der beiden Sprachen mächtigen (also in der  
Regel polnischen) Genossen in einem Kreise zu seiner  
Aufstellung als Kandidaten verpflichtet und daß z. B. im  
Kreise Heutgen-Larnowitz, wo solche Genossen in Hülle  
und Fülle sind, Dr. Winter nunmehr durch einen polnischen  
Kandidaten ersetzt werden müsse. Dem ist aber nicht so.  
Es wurde vielmehr als eine Grundbedingung der Einigung  
vereinbart, daß die Kandidatur Dr. Winters, wenn die Ge-  
nossen des Kreises an ihr festhalten, nicht angefochten  
werden dürfe. Der betreffende Zusatz zu den Leitsätzen  
des Parteivorstandes lautet:  
„Die Annahme der Vorschläge des deutschen Parteivorstandes  
Seitens des polnischen Parteivorstandes hat zur Voraussetzung die  
Durchführung der Auffassung des deutschen Parteivorstandes in Bezug  
auf die Presse und die Reichstagskandidaturen, auch  
betreffend Dr. Winter.“

Dem hatten sich auch die Genossen der poln.-soz. Partei  
gefügt. Daraus folgt aber, daß nach wie vor nicht das  
bloße Vorhandensein eines polnisch und deutsch sprechenden  
Genossen über die Kandidatenfrage entscheidet, sondern der  
Umstand, wer zur Uebernahme der Kandidatur am ge-  
eignetsten ist. Und ist es gerade ein deutscher Ge-  
nosse, wie, Dank ihrer Popularität, der Gen. Winter in  
Oberschlesien oder Gen. Gogowski in Posen, dann werden  
eben diese aufgestellt, vorausgesetzt selbstverständlich, daß sie  
die Mehrheit der Genossen des Kreises für sich haben.

Somit blieb es bei dem Grundsatze, den Nebel schon  
auf dem Hamburger Parteitag in dieser Frage vertrat und  
der seit jeher in der Praxis der Partei befolgt wurde. Die

„Die polnisch-sozialistische Partei hätte jahrelang mit der  
deutschen Sozialdemokratie in Frieden gelebt, bis einzelne Elemente  
die Einigkeit untergraben hätten. — Die Entsendung Dr. Winters  
nach Oberschlesien, seine und der Frau Rosa Luxemburg Agitation  
haben den Mißstand zu erweitern getrachtet, der Fall Kasprzyk  
hat hinzugefügt, und so kam es zum Bruch auf dem Münchener  
Parteitag.“

Daß die Mitglieder der polnisch-sozialistischen Sonder-  
gruppe auf diese Weise die entstandenen Differenzen erklären,  
ist von früher her wohl bekannt. Es ist aber klar, daß es  
Angelegenheit der beabsichtigten Einigung angebracht und  
loyaler gewesen wäre, diese alte Darstellungsweise zu urter-  
lassen, um durch persönliche Gehässigkeiten die im gleichen  
Athem begrüßte Einigung nicht zum Spott zu machen.

Bekanntlich haben weder Dr. Winter, noch die Genossin  
Luxemburg, noch irgend welche „einzelnen Elemente“ den  
tiefbedauerlichen Zwist mit der polnischen Sonderorganisation  
verschuldet, sondern der nationalistische Charakter ihrer  
Agitation. Das hat der Parteivorstand mehrmals offiziell  
konstatirt. So z. B. in seinem Bericht zum Lübecker Partei-  
tag. So hat auch Genosse Nebel auf dem letzten Parteitag  
in München gesagt:

„Die Dinge haben einen Charakter angenommen, daß wir leider  
genötigt waren, das Nichts zwischen ihnen und uns zu geschehen.  
Wir haben namentlich in Bezug auf die „Gazeta Robotnicza“  
uns gesagt, daß in diesem Blatte die sozialdemokratischen Tendenzen  
immer mehr zurücktreten. ... Wir möchten uns sagen, daß ins-  
besondere die Art und Weise der nationalen Propaganda, wie sie in  
der „Gazeta Robotnicza“ betrieben wurde, uns eines Tages  
eine solche Verantwortung gegen eine dritte Seite auferlegen könnte,  
daß wir diese Verantwortung nicht mehr tragen könnten. ... Die  
polnischen Genossen hätten Alles thun müssen, um mit uns in Ein-  
tracht zu leben und zu handeln. Das ist leider nicht von jener Seite  
geschehen, wie es hätte geschehen müssen.“

Nach dieser wiederholten Darstellung der Dinge von so  
maßgebender Seite ist es einfach unbegreiflich, wie auf dem  
Parteitag der polnisch-sozialistischen Gruppe wieder die Ge-  
nossen Winter und andere aitaquirt werden konnten, umso-

Es geht um so weniger an, mit dem Namen „Gruppe“  
etwa die gesammten organisierten Genossen Posens wie Ober-  
schlesiens als eine quantität nehmbar hinzustellen, als es  
sich hier jedenfalls um die stärkste polnische Organisation  
handelt. In der Stadt Posen allein haben wir doch bekannt-  
lich 4500 gewerkschaftlich organisierte Genossen, politisch zwar  
bedeutend weniger, doch immerhin genau zwei Mal so  
viel, wie auf dem polnischen Parteitag angegeben wurde.  
Gingegen vertraten die 3 „Delegierten aus Posen“, wie wir  
Alle wissen, doch nur sich selbst. Sollte diese merkwürdige  
„Delegation“ aus Posen, sowie die beleidigende Art und  
Weise, in der von den Posener und ober-schlesischen Genossen  
referirt wurde, Zwietracht in die Reihen der polnischen Ge-  
nossen tragen, dann liegt hier wiederum ein bedauerlicher  
Kontrast zu den auf dem Parteitag im Munde geführten  
Einigungswünschen vor.

Die Hauptfrage liegt aber in den gefaßten Beschlüssen  
selbst. Zunächst sind in den auf dem Parteitag als Basis  
der Einigung akzeptierten Leitsätzen zwei wichtige Fort-  
lassungen, gegenüber den auf der Einigungskonferenz  
am 19. Oktober vom Parteivorstand vorgelegten und mit  
einigen Zusätzen akzeptierten Leitsätzen bemerkbar.

Diese enthielten erstens in Bezug auf die Presse die  
folgende Bestimmung:  
„Errichtung einer Preßkommission, in die ein Vertrauensmann  
des deutschen Parteivorstandes delegirt wird.“

### Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst v. Wolzogen.

7) (Nachdruck verboten.)  
Drohend schwang er sein Täfelchen, freischte lauter als je vor-  
her: „Hallalal! ... Raach! ...“ Und da er-  
streckte ihm der Duster die schauerlichen Laute in der Kehle — er  
holperte über die Schwelle hinaus und zog die Thür mit einem  
Krach hinter sich zu. Er polsterte die Treppe hinauf — und dann  
krachte wieder eine Thür — und noch eine, daß das ganze Haus er-  
zitterte — dann wurde es endlich still.  
Arbirt schloß einen kleinen Wandschrank auf, in welchem er  
seine Schnaps- und Zigarren zu verwahren pflegte. Er schäufte sich  
ein Gläschen Cognac ein, goß es hinunter und schüttelte sich. Dann  
entsahm er dem Bücherbrett zwei Hände eines landwirtschaftlichen  
Verdones.  
Er setzte sich an's Fenster und las aufmerksam den langen  
Artikel über „Dünge“ und dann der weit kürzeren über „Sand“  
durch. Wenn man aus dem Sandboden irgend etwas herausziehen  
will, so muß man ihn fechtig düngen — das war eine allbekannte  
Tatsache, die seines weiteren Beweises bedurfte; aber einen anderen  
Zusammenhang zwischen diesen beiden Naturprodukten vermochte  
er nicht zu entdecken, und auf welche Weise Friedrich Karl  
Sand in Dünge verwandeln wollte, das blieb ihm vollends  
räthselhaft.  
Wenn nun aber doch etwas daran war ...? Er hatte sich  
freilich nie um seines Bruders Beschäftigungen gekümmert; aber  
schließlich — er trieb doch nun schon fast zwanzig Jahre lang Chemie  
und solche Sachen, hatte eine Menge Bücher gelesen und mit seinem  
Gefühl herum experimentirt, daß manchmal das ganze Haus danach  
roch. Am Ende verstand er doch was davon. Die verzwickte chemische  
Formel, welche er ihm da so aus dem Handgelenk auf die Tafel  
gesetzt hatte, nahm sich doch höflich gelehrt aus, während er selbst  
mit seiner Redenbildung von all diesen Dingen kaum eine halbe  
Ahnung hatte. Und wie Arbirt also sann und sann, da kam ihm  
plötzlich die erleuchtende Idee, die er vorhin auf l. Kanapee ver-  
geblich gesucht hatte.  
Doktor Heinrich Schönbek war ja Chemiker und außerdem  
Kapitalist: Wie, wenn er dem die genaue Idee seines Bruders  
unterbreitete, ihn aufforderte, sich mit seinem Wissen und besonders  
mit seinem Geld an der Fruchtbarmachung seines großartigen Sand-  
Ueberflusses zu betheiligen? Da hatte er ja die beste Anknüpfung  
von der Welt. Den Uebergang vom Sand zur Witwe oder auch zu  
der anderen jungen Dame wollte er nachher schon finden. Das  
war für seine Gewandtheit nur eine Kleinigkeit. Er warf seinen  
Zigarrenrest fort und pfiff vergnügt die „kleine Fischerin“ vor  
sich hin.  
Dann öffnete er die Thür und schrie mit seiner durch-

dringenden Kommandostimme in den Korridor hinaus: „Lina,  
die Lampe!“  
Schwester Karola kam just die Treppe hinunter. „Na, hast Du  
ausgebacht“, rief sie dem Bruder spottend zu, „darf man Dich jetzt  
föhren?“  
„Jawohl, man darf“, versetzte er munter und hielt ihr mit einer  
einladenden Handbewegung die Thür offen.  
Das große Mädchen zwifte ihm im Vorbeigehen am Ohr und  
fragte: „Was hast Du denn nur bloß mit Karlsruh angestellt?  
Der hat ja mit den Thüren geworfen, daß man meinte, es schlägt  
ein. So bist du aber ich ja noch nie gesehen. Ich glaube, Du hast  
eine Dummheit gemacht, Archen. Weißt Du, der hat sich jetzt mit  
Tantchen verschworen. Tantchen packt ein. Sie packt wahrhaftigen  
Gott ein! Ich habe sie was fragen wollen und bei ihr angeklopft;  
da hat sie mich gar nicht hereingelassen und hat gesagt, sie käme gar  
nicht mehr herunter. Sie wollte die Gottlosigkeit nicht mehr mit  
ansehen. Wir sollten heirathen, wenn wir wollten und das edle Ge-  
schlecht auf den Hund bringen. Sie wollte nichts mehr mit uns zu  
thun haben. — Na, was sagst Du dazu? Morgen früh will sie  
abreisen, energilich. Sie hat schon auf eigene Faust den Wagen  
bestellt. Lina hat sie immerzu singen und fröhlich reden  
gehört. Du weißt doch, dann hat sie den Koller. Was machen  
wir bloß?“  
Arbirt ging einige Male nachdenklich auf und ab. Dann kam  
ihm wieder eine feine berühmten Ideen. Er suchte aus einem be-  
richteten Fächerländer neben dem Schreibisch, eine Zeitung heraus und  
hielt einen Artikel darin mit Rothstift an, worauf er nützlichwendig  
der Schwester das Blatt reichte.  
„Was soll ich denn damit?“ fragte Karola. Es war bereits  
so dunkel, daß sie nicht mehr zu lesen vermochte.  
Und Arbirt versetzte: „Das ist der Bericht über das große  
Eisenbahn-Unglück in Steglitz; das hat sie gewiß schon wieder ge-  
lesen. Wenn Du ihr das richtig aufgeschlagen unten durch die Thür-  
schleife, dann liest sie's sicher. Und wenn sie's liest, dann packt sie  
wieder aus. Da kannst Du Zist drauf nehmen. Ich kenne doch  
Tante Völlchen.“  
Karola lachte. „Die Idee ist wirklich gut. Das machen wir.  
Na, und die andere Sache? Hat Dir der Himmel dafür auch eine  
Idee beschert?“  
„Natürlich, allemal“, schmunzelte Arbirt selbstzufrieden. „Die  
Sache ist so gut wie abgemacht. Morgen früh mit dem ersten Zug  
jahre ich, und Abends hab' ich, wenn möglich, schon eine Depesche, ob  
es die Witwe oder die Jungfrau geworden ist.“  
„Darf man wissen?“  
„Ne, Amtsgeheimnis.“  
„Kleiner Schwereidner!“  
„Eind wir auch.“  
„Na, dann gratulire ich im Voraus.“  
„Danke. Soll ich Dir was mitbringen? Pralinees?“

„Meinetwegen auch Pralinees. Sagen wir Pralinees, wenn  
es die Jungfrau und überzuckerte Mandeln, wenn es die  
Witwe ist.“  
„Von, machen wir.“  
Da kam Lina mit der Lampe und der Herr Baron befahlen,  
seinen Hundsfott vom Boden herunter zu schaffen.  
Drittes Kapitel.  
Erster Auszug des stürzenden Junters aus der Frikant und erster  
Angriff auf die wohlverschante Familie Schönbek in Tegele, zusammen  
etlichen nützlichen Winken über die Bedeutung des Fischfangs.  
Gegen ein Uhr Mittags des folgenden Tages hies Arbirt  
von Klinkenberg am Lehrter Bahnhof aus dem Korridor. Bis hieher  
war Alles programmäßig glatt verlaufen.  
Tante Völlchen hatte sich in der That durch die ihr so geschick-  
untergeordnete Katastrophe von Steglitz von dem leichtsinnigen  
Unternehmen einer Eisenbahnfahrt abschrecken lassen. Ja, sie war  
sogar schwach genug gewesen, um Abendrot wieder an der Familien-  
tafel zu erscheinen. Denn Karola hatte ihr mit demütigen Ton  
und doch so verführerisch durch die Thüre gestöhlet, daß eine junge  
Gans, außen schön braun und knurrig, innen weich wie Butter und  
mit gestopften Backstaumen gefüllt, dampfend ihrer harre. Und da  
Tante Völlchen schließlich doch auch nicht nur von dem Worte lebte  
und trotz aller geistlichen Uebungen zwei- bis dreimonatlichen Gän-  
lein gegenüber schwach war, wie alles Fleisch hienieden, so kam über  
der Gans eine rührende Verlobung zu Stande.  
Dann schloffen die weiblichen Mitglieder des Hauses selbstlos  
zusammen, was sie an h.arem Geilde irgend entbehren konnten, damit  
Arbirt in den Stand gesetzt sei, den alten Namen in der Reichs-  
hauptstadt würdig zu vertreten. Und damit er doch auf seinem  
schweren Gange zum Mindesten äußerlich tadellos ausgerüstet sei,  
nahmen sich Mutter und Schwester mit heiligem Eifer seiner Son-  
tags-Garderobe an. Die Schwester übernahm die klinische Be-  
handlung des dunklen Cylinders, der blau- und weißgestreiften  
Krawatte und der grünen Kordelgelben Handschuhe, während Frau von  
Klinkenberg Rock, Hufe und Weste nach dem neuesten Standpunkte  
der Wissenschaft bearbeitete.  
Das war nämlich ihre Spezialität; sie schrieb sich aus allen  
Familienjournalen, deren sie habhaft werden konnte, stets die neuesten  
Fleckenreinigungs-Rezepte heraus und hatte für jede mögliche Art  
der Verunreinigung stets ein „Drogen in Bereitschaft. Zwar wochen  
die Bräutlein am anderen Morgen noch etwas nach Apotheke, aber  
das wurde sich unter der mehrstündigen Einwirkung der heil-  
Sonnensonne schon geben, und der Gesamt-Eindruck der äußer-  
Erscheinung Junker Arbirt's war jedenfalls, wie seine Mutter sich  
begreiflich ausdrückte, „wie aus em Ei gepellt.“  
So war er denn, von der Segenswünschen seiner drei Damen  
begleitet, in aller Herrmorgens-Abend abgefahren — natürlich nicht in der  
Droschke des R. ... (Fortsetzung folgt.)



günstige Berücksichtigung dieser Forderungen, sowie der in Bezug auf die Winterliche Kandidatur gemachten Vorbehalte, stellt die auf dem polnischen Parteitag verlesenen Entschlüsse in ein falsches Licht und bleibt unbegreiflich, Angesichts der früheren von den Vertretern der poln.-soz. Partei gegebenen Zustimmung zu diesen Punkten.

Schließlich aber wurden noch auf dem Parteitag zwei Beschlüsse gefasst, die im Sinn und Wortlaut direkt einen Bruch der angeblich acceptierten Einigungsgrundsätze darstellen.

Erstens wurde als Bestimmung des Statuts der poln.-soz. Partei beschlossen:

Der Parteitag ist die höchste Instanz der P. P. S. Der Parteivorstand beruft jährlich einen Parteitag ein, der in den polnischen Provinzen stattfinden soll, sofern die örtlichen Verhältnisse dies zulassen.

Demnach soll also der polnische Parteitag die höchste Instanz der poln.-soz. Partei bilden. Eine der Grundbestimmungen der Einigungs-Entschlüsse besagt aber:

Anerkennung (durch die polnische Partei) des (deutschen) Parteiprogramms und der (deutschen) Parteiforderungen.

Daraus folgt also, daß nicht der polnische, sondern der deutsche, d. h. der Parteitag der Gesamtpartei, die höchste Instanz mit für die polnische Teilorganisation sein sollte. Der entgegengegesetzte Beschluß der polnischen Konferenz vernichtet somit die Angliederung an die deutsche Partei, um die man sich so viel Mühe gegeben hat.

Zweitens wurde zum Schluß des polnischen Parteitags eine Resolution angenommen, die, nachdem sie die Genugthuung über die erzielte Verständigung mit der deutschen Partei ausdrückt, in gleichem Athem sagt:

Der Parteitag fordert die Genossen auf, mit um so größerem Eifer im Sinne des Programms der P. P. S. weiterzuarbeiten an der Befreiung des polnischen Volkes von dem Joch der Ausbeutung und Unterdrückung.

Nun, ein besonderes „Programm der P. P. S.“, wenn sie sich gemäß den vereinbarten Bedingungen auf den Boden der Gesamtpartei stellt, giebt es ebensowenig, wie ein besonderes Programm der tschechischen oder bayerischen Partei. Es giebt dann nur ein Programm der Sozialdemokratie in Deutschland. Spricht man aber von einem besonderen „Programm der P. P. S.“, in dessen Sinne „weitergearbeitet“ werden soll, dann ist es, wie mehrfach konstatiert wurde und wie die polnische Sondergruppe in mehreren Rundgebungen öffentlich erklärt hat, das Programm der Wiederherstellung Polens. Gerade dieses besondere Postulat aus dem Programm und der Agitation zu beseitigen, um alle polnischen Genossen auf dem gemeinsamen Boden des tschechischen Programms zu vereinigen und so die einzige Möglichkeit einer erspriesslichen Zusammenwirkung der deutschen und polnischen Genossen zu schaffen, war von vornherein die Grundbedingung, ohne die von einer Einigung nicht die Rede sein konnte. Diese Auffassung vertraten auch alle polnischen und deutschen Vertreter der zur Partei gehörenden Genossen Posen, Schlesiens und Oberschlesiens, sowie der Parteivorstand. Die von ihm vorgelegten und schließlich acceptierten Entschlüsse, die im zweiten Passus lauten:

„Zugehörigkeit der polnischen Organisation zu der Gesamtpartei Deutschlands, Anerkennung des Parteiprogramms und der Partei-Instanzen,“ haben auch keinen anderen Sinn und schließen jede andere Auslegung aus.

Man hat nur deshalb von der ausdrücklichen Ablehnung des Programms der Wiederherstellung Polens abgesehen, weil man die besondere Betonung einer selbstverständlichen Sache für überflüssig hielt.

Diese Auffassung wurde auch den Vertretern der polnischen Sonderorganisirten Genossen mitgeteilt und sie haben sie widerspruchslos anerkannt.

Und nun wird durch die angeführte Resolution die Grundlage wiederhergestellt, aus der alle bisherigen Differenzen hervorgingen. Freilich ist auch diese Resolution, wie seit jeher alle einschlägigen Rundgebungen und Beschlüsse der

polnischen sozialistischen Partei, zweideutig und unklar. Aber gerade diese Zweideutigkeit in den Verhandlungen in Bezug auf das Programm diente bisher dazu, die Praxis ganz unabweislich im nationalistischen Sinne zu gestalten.

Sagt man die zuletzt erwähnte Resolution mit dem Beschluß zusammen, der den polnischen Parteitag zur höchsten Instanz macht, und endlich mit den feindseligen Angriffen auf einzelne zur deutschen Partei gehörende Genossen, wie auf die ganze Posener Mitgliedschaft, so gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, als sollte die ganze Einigung darauf rehydriert werden, daß die polnische Organisation freilich von der Gesamtpartei wieder aufgenommen und anerkannt werden soll, aber nur, um in jeder Beziehung im allen Fahrwasser zu segeln. Die als Basis vereinbarten Entschlüsse sind deutlich genug. Ihr Kern ist folgender: Der polnischen Organisation wird innerhalb der Gesamtpartei die Autonomie zuerkannt, die sie vor ihrer freiwilligen Absonderung von der deutschen Partei genoss, unter der Bedingung, daß sie sich vollkommen und ausschließlich auf den Boden der Gesamtpartei stellt und in Bezug auf Programm, Organisation, Presse und Reichstagskandidaturen dieselbe Stellung einnimmt, wie etwa die bairische oder bayerische Sozialdemokratie. Alle anderen Punkte sollten nur dem Ausbau dieses Leitgedankens dienen und künftige Verhandlungen verhüten.

Entspricht diese Auffassung der Einigung den Genossen von der „Poln.-soz. Partei“ nicht, dann denkt selbstverständlich Niemand daran, ihnen die Einigung zu oktroyieren. Die einmal acceptierten Grundsätze aber durch Fortlassungen und zuwiderlaufende Beschlüsse in ihr Gegenteil zu verkehren, ist ein Verfahren, das den Tadel jedes billigen Menschen hervorzurufen muß.

Die polnische Sondergruppe hat durch ihren Parteitag unerwartet in den Einigungs-Verhandlungen jedenfalls eine gänzlich neue Lage geschaffen und damit die ganze Verantwortung für den weiteren Verlauf der Dinge auf sich geladen.

### Politische Uebersicht.

**Ans dem neuen Reichshandhabetat** veröffentlicht die „Nordb. Allg. Ztg.“ am Montag Abend Mittheilungen aus dem Marineetat, dem Militäretat, den Etats des Reichsschatzamt, des Allgemeinen Pensionsfonds und des Reichsmilitärgerichts.

Im neuen Marineetat ist die Summe der fortbauenden Ausgaben um 6,536,931 Mk. höher veranschlagt, als im Vorjahr. Der Militäretat weist für das vorläufige Kontingent an ordentlichen Ausgaben ein Mehr von 1,408,135 Mk., an außerordentlichen Zahlungsmitteln (Größen aus dem Verkauf von freizubehaltenden Festungsgrundstücken und Festungsanlagen) ein Mehr von 309,773 Mk. auf. Die fortbauenden Ausgaben sind um 5,451,700 Mk. höher, die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats um 5,868,379 Mk. geringer.

Beim Etat für das Reichsschatzamt sind die fortbauenden Ausgaben um 15,529,400 Mk. geringer, die einmaligen Ausgaben um 13,700 Mk. geringer veranschlagt.

**Nach und nach kommt die Einsicht.** Die „Köln. Volksztg.“ sagt darüber, daß die lex Nischidler es den Inhabern von Doppelmandaten überaus erschwere, jeder Zeit rechtzeitig im Reichstag zur Stelle zu sein. Früher dauerten die namentlichen Abstimmungen mindestens 35 Minuten, so daß für die 50 Zentralabgeordneten, welche Doppelmandate innehaben, Zeit blieb, aus dem Landtag in den Reichstag zu eilen.

Nach dem durch die lex Nischidler eingeführten Abstimmungsmodus erledigt die eigentliche Abstimmung in kaum fünf Minuten. Bei dieser kurzen Frist werden die Abg. aus dem Landtag herbeigekommenen Abgeordneten die Abstimmung sehr oft verweigern. Es liegt auch auf der Hand, daß einem im letzten Augenblick herbeigekommenen Abgeordneten die erforderliche Uebersicht über den Verlauf der Sitzung fehlt. Eine Orientierung durch Fraktionsgenossen, welche in Ruhe den Verhandlungen folgen konnten,

ist nur ein dürftiges Ersatzmittel, das ebenfalls vor Mißverständnissen nicht einmal immer zu schützen vermag.

In der That aber den gefährdeten Zollrand haben die Reichstagsmänner sich selbst fastige Ruten gebunden. Es geschieht ihnen schon recht, daß sie diese jetzt auf sich selber fühlen.

**Ein katholischer Landpfarrer über den Zollwucher des Zentrums.** In einer Betrachtung über den Reformkatholizismus schreibt ein katholischer Landpfarrer der „Augsb. Abendztg.“ u. A.:

Ich frage: Was geht der Zolltarif den katholischen Klerus an? Sind wir Bauern oder Industrielle oder Arbeiter, so daß die Sorge um unser tägliches Brot uns treibt, in das politische Parteigetriebe hinauszusteigen und aus einer Partei zu verschreiben? Oder haben wir als Diener der Religion, als Bekämpfer des Unglaubens mit seinen schlimmen Folgen noch nicht Arbeit und Feinde genug, um neue Arbeit und neue Feinde zu suchen? Und wenn man sagt: Der katholische Klerus erachtet es als seine Pflicht, auch die materiellen Interessen seiner Kinder zu vertreten, was aber dann, wenn ein Teil seiner Seelsorgekinder, wie hier in diesem Falle Tausende von Arbeitern, glaubt, daß er von seinem Klerus sei hintergangen oder doch zum wenigsten sei benachtheiligt worden? Wird er sie alle die Tausende trösten und beaufsichtigen können mit dem Hinweis auf den Ausgleich in der Ewigkeit?

Dieser Geistliche hat jedenfalls besser wie seine Glaubensgenossen im Reichstage verstanden, warum das Volk sich immer mehr von der Partei des katholischen Klerus abwendet.

**Dreihundertachtzehn Kaiser Wilhelm-Denkmal** sind bisher errichtet worden — mit einem Kostenaufwand von zwanzig Millionen Mark.

Der freisinnige Magistrat Berlins läßt in dem „Gemeindeblatt“ daran erinnern, daß es den städtischen Beamten und Lehrern verboten ist, außerhalb der Stadt Berlin zu wohnen, und daß nur unter besonderen Verhältnissen Ausnahmen davon gestattet werden können. Das Verbot des Magistrats erfolgt auf Anträgen der Berliner Hausbesitzer, die in der Stadtvorordnetenversammlung die Mehrheit haben und eine unzulässige Beeinträchtigung ihrer Interessen in dem Umfange erblicken, daß viele Lehrer und Beamten in den unmittelbar an Berlin grenzenden Vororten Wohnungen gefunden hatten, die ihnen aus irgend einem Grunde vortheilhafter erschienen, als im Reichthum von Berlin. — Die Lehrer Berlins bekommen auf diese Weise auch ein Bild von freisinniger Theorie und Praxis.

**Der Herrmann in Tübingen.** Der nationalliberale Agrarier von Heil kaufte nach der „Deutschen Tagesztg.“ wieder landwirtschaftliche Acker in der Kamperheimer Tabakgegend zu. Diese Beobachtung haben wir, so schreibt das Blatt, bisher bei jeder Getreidezollerhöhung gemacht. Antich wird bekannt gegeben, daß Freiherr Hehl zu Herrnsheim seine beiden Familienfideicommiss Günderhausen und Herrnsheim abermals durch Ueberlieferung von Grundstücken in den Gemarkungen Guntersblum, Gundershausen, Biernheim, Lorsch, Lampertheim, Seehof, Herrnsheim, Nierstein, Gundersheim und Pfeddersheim vergrößert hat.

Jetzt stehen sie den Proleten ein!

**Deutsch-belgischer Handelsvertrag.** In eingeweihten Kreisen Brüssels glaubt man, daß der neue deutsch-belgische Handelsvertrag frühestens mit dem Jahre 1908 in Kraft treten könne, und daß der bisherige Vertrag für die Zwischenzeit eine Verlängerung erfahren werde. Der Ministerpräsident beabsichtigt, die Verhandlungen mit Deutschland persönlich zu führen.

**Die Ghescheidung.** Wie das „Dresdner Journal“ meldet, wurde der deutsche Konsul in Genf durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes ermächtigt, der Kronprinzessin von Sachsen die Klage schrift in dem Prozeß mit dem Kronprinzen an Ort und Stelle in Genf zuzustellen. Inzwischen ist auch der hiesige Prozeßvollmachtigte der Kronprinzessin, Justizrath Dr. Emil Köcker, nach Genf gereist, um mit dem Advokaten Lachanal, der dem Vernehmen nach die Geschäfte der Kronprinzessin führt, zu verhandeln.

Mont. Girou wurde von der Genfer Polizeibehörde zur Beschaffung der nöthigen Ausweisdokumente eine Frist gesetzt; sollte dem Gesuchten nicht Folge geleistet werden, so könnte möglicher Weise die Ausweisung erfolgen.

### Aus aller Welt.

**In Bezug auf das Verlassen ihrer Kinder** erklärte die geliebte Kronprinzessin von Sachsen, daß sie nicht anders gekonnt habe. Sie hätte ihre Kinder ja doch nicht richtig behalten: Da kommen die Jesuiten, die militärischen, die hiesigen Erziehler, und ist man einmal freier Gesinnungen verdächtig, dann wird schon dafür gesorgt, daß der mütterliche Instinct nicht so lange währe und nicht so weit reiche. In Dresden wird man noch sagen, es sei ein Glück für meine Kinder, daß ich bei Zeiten weg bin.

Die Oberhofmeisterin habe, so erzählt Paula weiter, ihren Entschluß bekräftigt; sie habe sie wie ein Erbsen bewacht und wie ein Schulmädchen behandelt, gelobt und getadelt wie ein solches und unablässig zur Frömmigkeit gewiesen. Zum Schluß erklärte die Prinzessin endlich, daß Ruhe nicht. Daß man mit Frau Girou werden läßt und daß ich nicht weiter als Heldin eines vulgären Boulevarddramas durch die Zeitungen gezogen werde. Ich will nichts, als meiner Liebe leben und mein Glück in aller Stille, in aller Bescheidenheit und in aller Einfachheit genießen. Man soll Ordnung schaffen und ich werde Niemandem mehr zur Last fallen und die Verantwortlichkeit noch nichts mehr von mir hören. Für das Kind werde ich kämpfen! Das behalte ich mir alle Fälle! Niemand hat in Sachsen ein Recht auf dieses Kind! Ich gebe es nicht her! Was für ein Loos wäre ihm auch beizulegen! Es müßte für mich brennen!

**Verstorbene Fälle von Bardschismus** sind in der Nacht zum Sonntag in Berlin vorgekommen. Am Königl. Marstall wurde eine Sandbarde abgeschlagen, einem Pferde die Kopfhaube und einem anderen ein Ohr abgeschlagen. Ferner wurden am Geständer der Kaiser Wilhelmbrücke die vieredigen Verzierung, sowie der Sockel der Königsholzsäulen an den vier Ecken abgehauen. — Die Polizei setzte eine Belohnung von 1000 Mk. aus für die Ergreifung der Personen, welche an den Figuren des Marstalls, an der Kaiser Wilhelmbrücke, an der Königsholzsäule und an den Säulengestirnen die Beschädigungen verübten. — Es werden ähnliche Geschehnisse sein, die diesen Umfang verüben, als die gestern von uns berichteten Bomben aus der Sylvesternacht.

**Der Mörder des Selbstmörders** Alisch in Berlin, der beschuldigungslos freigesprochen wurde, ist kein junger Mann, wie die ersten Berichte meldeten, sondern 55 Jahre alt. Er wird als ein verheirateter Mann geschildert, der mit seinem Weibe hatte und ganz allein in seiner, aus einer Stube bestehenden Wohnung wohnte. Aus einem Rundgespräch mit Alisch' s Wägenführer, die eines Abends mit ihrem Vehikel in der Thür stand, als Alisch nach Hause kam und diesem nicht schnell genug Platz machte, hatte sich die bitterste Feindschaft zwischen den beiden Männern entwickelt, die den nächsten Morgen nach dem Tode des Mannes trübte.

**Selbstmord wegen einer schlechten Jesuit** verübte der 17jährige Seminarist Alfred G., Sohn eines Jesuitenlehrers in St.-Vithersfeld. Der junge Mann, welcher sich Ende vorigen Monats wegen einer schlechten Jesuitin im Vertrauen aus dem Elternhause entfernt hatte, wurde von Jesuitinnen gelegentlich einer Anstrengung auf der Festung Straßburg als Verleumdung aufgefunden. Er hatte sich mittels Revolvers eine Kugel in den Kopf gesetzt.

**Der Mörder der Vorjahrhane** in Kehl (Baden), Kurt, erschoss in einem Jagdschutzhause seinen 16jährigen Vater und verurtheilte dessen Leichnam durch zwei Schüsse in den Arm. Die Leiche des Vaters kam nach Kehl in Sicherheit bringen. Kurt wurde verhaftet.

**Religiöser Wahnsinn.** In einem Dorfe bei Jülich, in der Nähe von Mönchen, lebte eine 30jährige Wittwe ihre fünf Kinder. Sie schätzte außerordentlich auf den Frommensinn und behielt den Kindern, die Väter anführten, als sie das Haus, schickte sie ihnen mit einem Teil der Habe zu. Darauf ging sie zum Vater und übergab ihm 900 Mark mit der Bitte, sie ihrem in Jülich lebenden Sohne zu schicken. Dem Vater kam die Sache anständig vor. Er irrte sich nicht, und man fand die Leiche der Mutter. Die Frau wurde nun verhaftet und erklärte, wie dem „Neuen Rheinischen Tagblatt“ berichtet wird, auf ein Krampfkrampf, der habe sie befallen. Sie wurde zur Beobachtung in die Irrenanstalt gebracht.

**Feuertodes.** Wie aus Nürnberg gemeldet wird, brach in der Gassen des Spirituosenfabrikanten ein Feuer aus, das in der im Feuer gelagerten kunstvollen Maschine. Das Feuer verbreitete sich nach dem Anfang mit rasender Schnelligkeit. Um 11 1/2 Uhr fing der Fabrikant an, die in der Nähe befindlichen Feuerlöscher zu benutzen, die sich aber der großen Hitze wehrten. Das furchtbare Gerächte ist vollständig wiedergegeben, dagegen ist der letzte Theil der Fabrik zerstört geblieben, so daß der Fabrikbetrieb ununterbrochen unterhalten werden konnte.

Wie der „Dortm. Zeitung“ mitgeteilt wird, wurde die der Dortmunder Union gehörende Drahtfabrikfabrik und Schmelzerei bei Belede durch Feuer zerstört. Von den 130 Beschäftigten sind nur wenige erlitten. Der Schaden ist sehr erheblich.

**Mit 10 Mann Besatzung** in der Nordsee untergegangen ist ein dänisches Boot in der Ostsee. Die Besatzung bestand aus dem Kapitän Johannsen, dem ersten Offizier, dem zweiten Offizier, dem dritten Offizier, dem vierten Offizier, dem fünften Offizier, dem sechsten Offizier, dem siebten Offizier, dem achten Offizier, dem neunten Offizier, dem zehnten Offizier.

Zeitung“ wollte er ein Gewehr verpacken, um es nach Stuttgart zu verschicken. Er hatte aber in unbegreiflicher Leichtfertigkeit, daß das Gewehr noch geladen war. Bei einem unvorsichtigen Handgriff ging der Schuß los und tödlich getroffen sank Stedel um. Er starb im Spital seiner Frau und Kinder.

**Ein vornehmer Bankrott.** Oberstleutnant Fritz George, ältester Sohn des Herzogs von Cambridge, hat Bankrott gemacht. Die Gläubiger versammelten sich in London, aber es wurde von Seiten des Oberstleutnants kein Anerbieten gemacht. Die Schulden sollen sich auf 33,000 Pfund Sterling belaufen. Der Hauptgläubiger ist die Firma Cox u. Co., mit einer Forderung von 30,386 Pfund Sterling, für die der Firma nichts weiter bleibt als ein Anspruch auf die Oberstleutnantspension des Schuldners.

**Verwundungen durch Haifische** zu beobachten haben die Kerle selten Gelegenheit, weil diese Raubthiere ihre Arbeit gewöhnlich so gründlich thun, daß von der einmal gefassten Beute nichts übrig bleibt. Das erklärt sich schon durch die Form der Haifischgähne, die ausgezeichnet zum Festhalten eines gepackten Gegenstandes geeignet ist. Ein amerikanischer Militärarzt hat jedoch in den Philippinen drei Fälle von Haifischbissen unter die Hände bekommen. Der eine davon liefert ein eindruckliches Beispiel für die Thörichte, daß ein Mensch eine furchtbare Verletzung ertragen kann, ohne viel Schmerz zu empfinden und ohne Verlust der Fähigkeit zu kräftigem Widerstand. Ein Schiffsjunge sahle sich beim Baden plötzlich heftig von unten her gepackt; ohne einen Begriff von seiner Lage zu haben, war sein erstes Streben, Widerstand zu leisten und an die Wasseroberfläche zu gelangen. Er sahle dann ein eisiges Knacken in seinem linken Arm, aber er dachte zweifellos in Folge der Erregung, gar nicht an einen Schmerz oder überhaupt an eine Verletzung. Nach diesem Augenblicke sahle er sich unerwartet erleichtert und schwamm mit aller ihm übergebliebenen Kraft zu dem etwa 10 Meter entfernten Boot. Dort erst bemerkte er, daß sein linkes Bein fort war, dennoch hielt er sich unerschrocken an dem Rande des Bootes fest, bis er hineingezogen war. Seine Kameraden bemühten sich ihm, durch Zusammenpressen der großen Schlagader das Blut zu stillen. Es wurde ein roher Verband gemacht, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit konnte auf dem zwei Seemeilen entfernten Schiff die Amputation vorgenommen werden, die zur Wiederherstellung des Beckenmittels führte. Einem anderen Manne wurde während der Untersuchung eines Fischwezes ein Stück vom Fuß durch einen Haifisch abgebissen. Im dritten Fall erhielt jemand während des Schwimmens sogar einen Haifischschlag, so daß die Nase nur noch an einem kleinen Quastfuß hing und Abwehr der Haifischgähne auf der ganzen rechten Wange erkennbar waren. Trotz dieser Verletzungen konnten die Betroffenen sicher zu Schiff fahren.







